



ISABEL
ALLENDE
DIESER
WEITE WEG

ROMAN
SUHRKAMP

Die Dritte überlebte die drei Jahre Bürgerkrieg und die sechs Jahre des Zweiten Weltkriegs, schlug sich unerkant von einem Ende Europas zum anderen durch, bis sie 1950 schließlich in die Vereinigten Staaten auswandern konnte. In New York heiratete sie einen jüdischen Intellektuellen, der im Lincoln-Bataillon gekämpft hatte, aber das ist eine andere Geschichte.

Guillem Dalmau war ein Jahr älter als Roser. Während sie mit ihren altbackenen Kleidern und ihrer Ernsthaftigkeit dem Novizinnen-Spitznamen alle Ehre machte, war er ein Angeber und Draufgänger, dem die Welt gehörte. Sie musste allerdings nur zweimal allein mit ihm sein, um hinter seiner Großspürigkeit den kindlich verwirrten Romantiker zu erkennen. Mit jedem seiner Besuche in Barcelona wirkte Guillem verschlossener, von dem Jungen mit den Flausen im Kopf, der Kerzenleuchter geklaut hatte, war nichts geblieben, er war ein erwachsener Mann geworden, zog die Brauen zusammen und rang mit der angestauten Gewalt in seinem Innern, die beim geringsten Anlass auszubrechen drohte. Er wohnte in der Kaserne, sorgte aber dafür, dass er ab und zu bei seinen Eltern übernachten konnte, vor allem um Roser zu sehen. Er war froh, sein Herz an niemanden gebunden zu haben und nicht wie seine Kameraden an der Front gequält zu werden von Gedanken an eine Braut oder eine Familie. Der Krieg brauchte ihn ganz, und er erlaubte sich keine Ablenkung, aber diese Musiksüherin seines Vaters stellte keine Gefahr für seine Unabhängigkeit dar, sie war nur ein harmloser Zeitvertreib. Je nach Blickwinkel und Beleuchtung konnte Roser anziehend aussehen, aber sie tat nichts dafür, und ihre Einfachheit brachte eine verborgene Saite in Guillems Seele zum Klingen. Er war an seine Wirkung auf Frauen gewöhnt, und dass er die auch auf Roser hatte, entging ihm nicht, obwohl sie unfähig war zu jeder Art von Koketterie. »Die Kleine ist verliebt in mich, ist ja klar, ihr Leben besteht ja bloß aus Klavierspielen und Brotbacken, aber das legt sich schon wieder«, dachte er. »Sieh dich vor, Guillem, Finger weg von ihr, wenn ich dich bei der kleinsten Respektlosigkeit erwische ...«, hatte sein Vater ihn gewarnt. »Wo denkst du hin, Vater! Roser ist wie eine Schwester für mich.« Aber das war sie nicht, zum Glück. So wie seine Eltern auf sie aufpassten, musste Roser noch Jungfrau sein, eine der letzten im republikanischen Spanien. Zu weit gehen würde er nicht, auf gar keinen Fall, aber ein paar kleine Zärtlichkeiten konnte niemand ihm vorwerfen, eine Berührung der Knie unter dem Tisch, eine Einladung ins Kino, um sie dort im Dunklen zu berühren, während sie über den Film weinte und bebte vor Schüchternheit und Verlangen. Für kühnere Vorhaben hatte er seine Genossinnen von der Miliz, die frei waren, selten abgeneigt und erfahren.

Nach jedem kurzen Fronturlaub in Barcelona kehrte Guillem in die Schlacht zurück in der Absicht, sich ganz aufs Überleben und auf den Sieg zu konzentrieren, aber es fiel ihm schwer, Rosers erwartungsvolles Gesicht und ihren unverstellten Blick zu vergessen. Er wollte sich partout nicht eingestehen, wie sehr er ihre Briefe brauchte und ihre Päckchen mit Süßigkeiten und Socken und Schals, die sie für ihn strickte. Er besaß ein Foto von ihr,

das er als Einziges in der Brieftasche bei sich trug. Roser stand neben einem Flügel, wahrscheinlich während eines Konzerts, in einem dunklen, schlichten Kleid, der Rock länger als gewöhnlich, die Ärmel kurz, der Kragen aus Spitze, ein absurd altjüngferlicher Aufzug, der ihre Figur verbarg. Auf diesem schwarzweißen Fotokarton wirkte Roser weit weg und verschwommen, anmutlos, alterslos, ausdruckslos. Den Kontrast zwischen ihren bernsteinfarbenen Augen und dem schwarzen Haar musste man sich dazudenken, die gerade, statuenhafte Nase, die ausdrucksvollen Brauen, die Segelohren, die schlanken Finger, den Geruch nach Seife, Kleinigkeiten, die Guillem nachgingen, ihn unvermittelt anfielen, ihn im Schlaf in Besitz nahmen. Diese Kleinigkeiten waren die Ablenkung, die ihn das Leben kosten konnte.

Neun Tage nach der Beisetzung seines Vaters kam Guillem an einem Sonntagnachmittag unangemeldet in einem klapprigen Militärfahrzeug nach Hause. Sich die Hände an einem Küchentuch trocknend trat Roser an die Haustür, und im ersten Moment erkannte sie den schmalen, abgezehrten Mann nicht, der da von zwei Milizionärinnen unter den Armen gestützt wurde. Vier Monate hatte sie ihn nicht gesehen, vier Monate ihre Hoffnungen genährt mit den kargen Sätzen, die er ihr sporadisch schrieb über das, was in Madrid geschah, ohne ein liebevolles Wort, als würde er Meldung machen in seiner Schülerschrift, auf den ausgerissenen Seiten eines Notizhefts. Hier alles wie immer, du hast bestimmt gehört, wie wir die Stadt verteidigen, die Mauern sind von den Mörsergranaten durchsiebt, Ruinen überall, die Faschisten bekommen Munition von Italienern und Deutschen, sie sind sehr nah, manchmal können wir den Tabak riechen, den sie rauchen, diese Schweine. Wir hören sie sprechen, sie rufen Beleidigungen zu uns rüber, um uns zu reizen, dabei haben sie die Hosen voll, bloß die Moros nicht, die sind wie Hyänen, die haben vor nichts Angst, denen sind ihre Schlachtermesser lieber als Gewehre, der Kampf Mann gegen Mann, der Geschmack von Blut. Täglich kriegen die Verstärkung, aber sie machen keinen Meter Boden gut. Uns fehlt es hier an Wasser und Strom, das Essen ist knapp, aber wir kommen klar. Mir geht es gut. Die Hälfte der Gebäude sind zertrümmert, die kommen kaum damit nach, die Toten zu bergen, oft bleiben sie liegen, bis der Leichentransport sie am nächsten Tag einsammelt, es konnten nicht alle Kinder evakuiert werden, du kannst dir nicht vorstellen, wie stur manche Mütter sind, sie wollen nicht hören, nicht weg von hier, sich nicht von ihren Kindern trennen, es ist unfassbar. Was macht das Klavier? Wie geht es meinen Eltern? Sag Mutter, sie soll sich keine Sorgen um mich machen.

»Der Himmel steh uns bei! Was ist mit dir, Guillem, o mein Gott!«, entfuhr es Roser, bei der jäh die katholische Kinderstube durchbrach.

Guillem reagierte nicht, sein Kopf baumelte vor der Brust, seine Beine trugen ihn nicht. In dem Moment kam auch Carme aus der Küche, ihr gellender Schrei blieb ihr in der Kehle stecken, und sie krümmte sich in einem Hustenanfall.

»Immer mit der Ruhe, Genossinnen. Er ist nicht verwundet. Er ist krank«, sagte eine der Milizionärinnen fest.

»Bitte, hier hinein.« Roser führte sie mit ihrer Last in das Zimmer, das früher Guillem gehört hatte und jetzt von ihr bewohnt wurde. Die beiden Frauen legten den Kranken auf dem Bett ab und verschwanden dann, um kurz darauf mit seinem Rucksack, der Militärdecke und seinem Gewehr zurückzukommen. Sie verabschiedeten sich mit einem knappen Gruß und wünschten viel Glück. Während Carme weiter hustend nach Atmen rang, zog Roser dem Kranken die löchrigen Stiefel und die schmutzigen Strümpfe aus und kämpfte gegen die Übelkeit, die sein Gestank ihr verursachte. Ihn ins Krankenhaus zu bringen war ausgeschlossen, dort grassierten die Infektionen, und einen Arzt konnte man auch nicht rufen, die waren alle mit den verwundeten Soldaten beschäftigt.

»Man muss ihn waschen, Carme, er klebt überall. Bring ihn dazu, dass er Wasser trinkt. Ich laufe schnell zum Telegrafenamt und versuche, Víctor zu erreichen«, sagte Roser, die Guillem nicht nackt sehen wollte in seinem Kot und Urin.

Am Telefon erklärte Roser Víctor die Symptome, sehr hohes Fieber, Atemnot, Durchfall.

»Er wimmert, wenn wir ihn anfassen. Er muss starke Schmerzen haben, ich glaube, im Bauch, aber auch sonst überall, du weißt, dein Bruder hält was aus.«

»Typhus, Roser. An der Front geht das um, die Läuse, die Flöhe, das verdreckte Wasser und der Schmutz übertragen den Erreger. Ich versuche morgen kurz nach ihm zu sehen, aber ich kann meinen Posten hier nicht verlassen, wir wissen nicht mehr, wo uns der Kopf steht, jeden Tag karren sie Dutzende Verwundete an. Fürs Erste müsst ihr dafür sorgen, dass er genug trinkt und das Fieber zurückgeht. Pack ihn in kalte feuchte Tücher und gib ihm abgekochtes Wasser mit etwas Zucker und Salz.«

Zwei Wochen verbrachte Guillem im Bett, umsorgt von seiner Mutter und von Roser und telefonisch überwacht von seinem Bruder in Manresa, den Roser täglich anrief, um ihn über Guillems Zustand zu informieren und Anweisungen zu bekommen, wie sich eine Ansteckung vermeiden ließ. Sie mussten gegen die Flöhe in Guillems Sachen vorgehen, sie am besten verbrennen oder in Lauge auskochen, außerdem nicht dasselbe Geschirr benutzen wie er, sich jedes Mal die Hände waschen, wenn sie ihn angefasst hatten. Die ersten drei Tage waren kritisch. Guillems Fieber stieg auf vierzig Grad, er redete wirr, krümmte sich vor Kopfschmerzen und Übelkeit, wurde von einem trockenen Husten geschüttelt, und sein Durchfall war ein grünlicher Brei wie Erbsensuppe. Am vierten Tag sank das Fieber, aber sie konnten ihn nicht aufwecken. Víctor wies sie an, ihn wachzurütteln, damit er Wasser trank, ihn ansonsten aber schlafen zu lassen. Er müsse sich ausruhen und wieder zu Kräften kommen.

Die unmittelbare Pflege des Kranken musste Roser übernehmen, weil für Carme wegen ihres Alters und ihrer angegriffenen Lunge eine Ansteckung gefährlicher war. Also blieb Roser zu Hause, saß lesend oder strickend am Bett des Kranken, und Carme ging zu ihren

Alphabetisierungskursen und stand nach etwas Essbarem an. Nachts arbeitete Roser weiterhin in der Bäckerei, weil man sie dort mit Brot bezahlte. Linsen waren pro Person auf eine halbe Tasse täglich rationiert, inzwischen gab es keine Katzen mehr für den Eintopf und keine Tauben für die Suppe. Das Brot, das Roser heimbrachte, war ein dunkler harter Brocken, der nach Sägemehl schmeckte, Speiseöl war zu einem Luxusgut geworden, es wurde mit Motoröl gestreckt. Die Leute bauten in ihren Badewannen und auf den Balkonen Gemüse an. Man gab Familienerbstücke und Schmuck her für Kartoffeln und Reis.

Zu ihrer Familie hatte Roser keinen Kontakt, aber sie kannte noch einige Bauern in der Gegend ihres Heimatdorfs und bekam dort manchmal Gemüse, ein Stück Ziegenkäse oder auch etwas Wurst, wenn man, selten genug, ein Schwein schlachtete. Carmes Geldbeutel war zu schmal für den Schwarzmarkt, auf dem wenig Lebensmittel zu bekommen waren, der aber für Zigaretten und Seife die letzte Rettung darstellte. Weil Guillem, der wie ein Skelett aussah, unbedingt etwas auf die Rippen bekommen musste, griff Carme die kargen Ersparnisse an, die ihr Mann ihr hinterlassen hatte, und schickte Roser nach Santa Fe, um zu kaufen, was auch immer sich für die Suppe auftreiben ließe. Sie wusste, dass Marcel Lluís mit dem Geld eigentlich seine Familie aus Spanien fortschaffen wollte, aber ernsthaft dachte niemand von ihnen daran, das Land zu verlassen. Was sollten sie denn in Frankreich oder irgendwo sonst? Sie konnten doch ihr Haus nicht aufgeben, ihr Viertel, ihre Sprache, die Verwandten und Freunde. Dass sie den Krieg noch gewinnen würden, schien immer unwahrscheinlicher, und im Stillen gewöhnte man sich an den Gedanken, dass ein Frieden ausgehandelt würde und man die Unterdrückung durch die Faschisten erdulden müsste, aber das war immer noch besser als das Exil. Franco mochte erbarmungslos sein, aber er konnte unmöglich die gesamte katalanische Bevölkerung hinrichten lassen. Deshalb gab Roser das Geld für zwei Legehennen aus, stopfte die Tiere in einen Sack und band sie sich unter ihrem Kleid vor den Bauch, damit niemand sie ihr stahl und das Militär sie nicht beschlagnahmte. Weil man sie für schwanger hielt, überließ man ihr einen Sitzplatz im Bus, wo sie die Wölbung vor ihrem Bauch so gut es ging verdeckte und betete, dass die Hennen die Fahrt über stillhielten. Carme legte eins der Zimmer mit Zeitungspapier aus, und dort brachten sie die Tiere unter. Sie fütterten sie mit Brotresten und Abfällen aus dem Rocinante und dazu mit etwas Gerste und Roggen, die Roser aus der Bäckerei abzweigete. Die Hennen erholten sich vom Trauma ihrer Reise im Sack, und schon bald hatte Guillem ein bis zwei Eier zum Frühstück.

Nach einigen Tagen waren die Lebensgeister des Kranken zurückgekehrt, aber seine Kräfte reichten kaum aus, um sich aufzusetzen und Roser zu lauschen, die im Wohnzimmer Klavier spielte oder neben seinem Bett saß und ihm Detektivgeschichten vorlas. Er war nie ein guter Leser gewesen, dass er als Kind die Anforderungen in der Schule noch eben erfüllt hatte, verdankte er seiner Mutter, die ein Auge auf seine Hausaufgaben hatte, und seinem Bruder, der sie meistens für ihn erledigte. An der Front

in Madrid, wo es ausreichend Gelegenheit gab, sich mit endlosem, ereignislosem Warten zu langweilen, hätte er eine Roser, die ihm vorlas, gut gebrauchen können. An Büchern mangelte es dort nicht, aber ihm tanzten die Buchstaben vor den Augen. In den Lesepausen erzählte er Roser von seinem Leben als Soldat, von den Freiwilligen, die aus über fünfzig Ländern gekommen waren, um in einem Krieg zu kämpfen und zu sterben, der nicht ihrer war, von den Brigadisten aus Amerika, die im Lincoln-Bataillon immer vorangingen und als Erste fielen. »Angeblich sind über fünfunddreißigtausend Männer und etliche hundert Frauen nach Spanien gekommen, um gegen den Faschismus zu kämpfen, so wichtig ist dieser Krieg, Roser.« Er erzählte ihr davon, dass sie nicht genug Wasser hatten, keinen Strom, keine Latrinen, dass auf den Gängen überall Schutt lag, Abfall, Staub und Glasscherben. »In unseren freien Zeiten halten wir Unterricht ab und lernen. Mutter wäre im siebten Himmel, könnte sie den Jungs dort das Lesen und Schreiben beibringen. Viele von ihnen sind nie zur Schule gegangen.« Aber die Ratten und die Läuse erwähnte er mit keinem Wort, nicht die Fäkalien, den Urin und das Blut, die verwundeten Kameraden, die oft stundenlang blutend dalagen, ehe sie geborgen werden konnten, nicht den Hunger und die Blechnäpfe mit ein paar harten Bohnen, nicht den kalten Kaffee, die irre Todesverachtung, mit der manche den Salven entgegenliefen, und nicht die grauenhafte Angst, die andere packte, die Jüngsten zumal, diese Kinder von der Schnullerkohorte, an deren Seite er zum Glück noch nicht hatte kämpfen müssen, weil ihn das umgebracht hätte vor Mitleid. Und schon gar nichts sagte er zu Roser über die Massenhinrichtungen, die seine eigenen Genossen vollstreckten, wie sie die feindlichen Gefangenen zwei und zwei zusammenbanden, sie auf Lastwagen irgendwo in die Einöde brachten, sie dort abknallten und in Massengräbern verscharrten. Über zweitausend allein in Madrid.

Es war Sommer geworden, spät wurde es dunkel, heiß und träge zogen die Tage sich hin. Guillem und Roser verbrachten viel Zeit miteinander und lernten sich von Grund auf kennen. Viele Stunden vergingen mit Vorlesen und Reden, doch dazwischen lagen lange Phasen des Schweigens, in denen sie die sanfte Nähe des anderen spürten. Nach dem Abendessen legte Roser sich in das Bett, das sie jetzt mit Carme teilte, und schlief bis um drei in der Früh. Dann ging sie in die Bäckerei und backte Brot, das am Morgen, rationiert, ausgegeben wurde.

Die Nachrichten aus dem Radio, aus Zeitungen und aus den Lautsprechern in den Straßen klangen zuversichtlich. Die Luft hallte wider vom Gesang der Milizionäre und den kämpferischen Reden der Pasionaria: Lieber aufrecht sterben als auf Knien leben! Von Geländegewinnen des Feindes war nie die Rede, man sprach von strategischen Rückzügen. Auch die Rationierungen und der Mangel an fast allem, von Nahrungsmitteln bis hin zu Medikamenten, wurden nicht erwähnt. Das Bild, das Víctor seiner Familie vermittelte, kam der Wirklichkeit näher als das der Straßenlautsprecher. Wie es um den